

bis das Stück in Bewegung kommt. Aber dann kann man herzlich lachen. Unser Maran und die Pohl-Meiser sind wieder sehr amüsant.
S. B.

Die Philharmoniker scheinen das Princip der Gastwirte angenommen zu haben: die seltenen Gäste bekommen die guten Sachen, die regelmäßigen Abonnenten den alten Rest. Viel zweckmäßiger würde mir das entgegengesetzte Princip erscheinen: das außerordentliche Concert zur Wiederholung derjenigen Novitäten zu benützen, welche im Laufe des Jahres besonders gefallen haben. Doch wir wollen nicht schelten angesichts der erfreulichen Thatsache, daß wir endlich ein für Wien neues Werk gehört haben. Die „Scheherazade“ von Rimsky-Korsakow ist eine in deutschen Orchesterconcerten längst beliebte Programmnummer. Sie hat durch einen frischen Zug, leicht faßliche Erfindung und überaus interessante Instrumentation überall leichtes Spiel gehabt. Der Componist ist geradezu uner-schöpflich in der Auffindung neuer Klangfarben, die, in markante Rhythmen gefornit und von den bizarrsten Instrumentenverbindungen gebracht, aus einem Contrast in den anderen fallen. In der Erfindung der Themen ist er nicht immer wäckerlich, aber er besitzt die beneidenswerte Eigenschaft Verfloß, das Triviale interessant zu machen. Das ausführliche Programm der „Scheherazade“ erzählt mit umständlicher Breite die ganze Vorgeschichte der Erzählungen aus Tausend und eine Nacht, obgleich nur einige dieser Erzählungen mit der Composition selbst in directem Zusammenhang stehen. Ich glaube, Rimsky-Korsakow hätte das Werk viel treffender einfach Tausend und eine Nacht genannt. Das hätte unsere Phantasie in die gewünschte Richtung gebracht und ihr andererseits genug Spielraum gelassen. Mit diesem Titel wäre auch der rhapsodische Charakter erklärt gewesen, sowie die erzählende Form, die durch zahlreiche Solis der verschiedensten Instrumente angedeutet wird. Kurze, wenig ausgearbeitete Themen, ertönen aus allen Ecken und Enden des Orchesters wie Rede und Gegenrede, wie die flüchtigen Bilder der rastlos thätigen orientalischen Phantasie. Daß sich die Philharmoniker diese Gelegenheit so lange entgehen ließen, ihre ausgezeichneten Solisten zu zeigen, ist geradezu unbegreiflich. Mir kam übrigens vor, als wäre die Novität nicht mit der üblichen Begeisterung aufgenommen worden. Es scheint, das Publicum der philharmonischen Concerte hat Neues zu hören verlernt. So sehr hat es sich daran gewöhnt, an dieser ehrwürdigen Stelle nur das zu hören, was es schon kennt, daß es sich bei einer neuen frappanten Erscheinung nicht gleich zu helfen weiß. Doch wenn es mit der Zeit erfährt, daß auch die neuesten Symphonien nicht heißen, so wird es wohl auch mit ihnen vertrauter werden und die Schlichtheit ablegen. Vor der Suite spielte Herr Frédéric Lamond das zweite Clavierconcert von Brahms. Das erhabene, wenn auch zu gleichmäßig und breit angelegte Werk kam durch die von überwältigender Macht getragene Ausführung Lamonds zu großartiger Wirkung. Die meisterhaft gespielte Anakreont-Duverture Cherubini leitete das Concert ein.
R. B.

Bücher.

Michel Bakounine: Oeuvres. Paris P. B. Stod. 1896. — Correspondance. P. B. Stod. 1896.

Sicherlich hat es in diesem Jahrhundert, und vielleicht auch in keinem früheren, ein so rebellisches Temperament gegeben, wie Bakounin. Man braucht sich nur die wichtigsten Punkte seines Lebens vor Augen zu halten: Sein Studium an der Berliner Universität, bei Hegel, seine Flucht vor russischen Agenten in die Schweiz, seine Polenagitation in Paris, Flucht aus Frankreich, Theilnahme am Dresdener Aufstand, Todesurtheil in Sachsen und Begnadigung, Auslieferung an Oesterreich, zweites Todesurtheil und Begnadigung zu lebenslänglichem Kerker, Auslieferung an Rußland, Transportierung nach Sibirien, Flucht über Japan, Unterflüchtung des Polenaufstandes durch Expeditionen von Stockholm aus, Aufenthalt in London, Zwistigkeiten mit Marx, Ausschluß von der Internationale (Paager Congress) und schließlich: — Tod in einem Schweizer Spital infolge von Nahrungsverweigerung! — Es versteht sich, daß ein solcher Mann nicht hinter dem Ofen hocken und gute Bücher schreiben konnte, obzwar das (leider nicht vollständige) Werk: „Gott und der Staat“ von einer auch auf philosophischem Terrain anarchistischen Kühnheit zeigt. Ein näheres, besseres Bild gibt seine „Correspondance“. Bakounin erledigte seine Diskussionen gern in spaltenlangen Briefen, das erlaubte ihm eine freiere Subjectivität, als die Mitarbeit an Revuen, Zeitungen u. dgl. Seine privaten Briefe sind so heiter und humoristisch, wie die eines glücklichen Familienvaters.
st. gr.

Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst (Schmidt). Zweiter Band: Pädagogik und öffentliches Leben. (Im Verlag von Conrad Bloß in Hamburg.)

Otto Ernst ist ein freier Journalist, in dem ein Stück Poet und ein großes Stück Schulmeister steckt. Ein nüchternen Zorn gibt seinen Aufsätzen, bei denen man durchaus nicht an den Begriff des Essays als Kunstwerk im Sinne etwa Ralph Waldo Emersons denken darf, das Gepräge. Auch das spätere Poetische in ihnen ist das der nüchternen Observanz, die gegen alles das, was ihr mystisch scheint und unklar bleibt, gallig aufbegehrt. Wenn er frommgläubig wäre, müßte er einen wackeren wüthigen Diener am Wart abgeben, und man könnte sich von ihm eines Luther-Zornes versehen, der den Kanzler nicht schlecht befänsteln würde. Nun ihm bloß eine Schreibkanzel und übrigens kein frommer Glaube zur Verfügung steht, wettet er schriftlich und predigt in Artikeln, was ihm als Heil für freie Geister erscheint. Der Herr Präceptor, gegen den es nur eine Kritik in der Freipresse gibt, sitzt ihm dabei recht fest im Nacken. Von ihm kommt der Ton der aufgebrachtsten Unfehlbarkeit, und von ihm auch die selbstgefällige Weitschweifigkeit, der — leider — beim Artikelschreiben keine Stunden-glocke einhalt gebietet. Dabei ist alles, was er sagt, sehr verständlich, und man muß seine Gesinnungen anständig heißen. Auch gibt es zweifellos

sehr weite Kreise, die es noch nötig haben, daß man ihnen solche Meinungen in solcher Sprache vorträgt. Tragen diese Aufsätze dazu bei, daß diese Kreise aufhören umfangreich zu sein, so thut sie eine wichtige und höchst verdienstliche Arbeit.
D. J. Vierbaum.

Friedrich Spielhagen: Faustulus. Roman. Leipzig. Verlag von L. Staackmann. 1898.

Mit dem Kampfe, den in der Kunst die Jungen und Alten führen, haben sich die namhaften Vertreter der früheren Romanliteratur verschieden abgefunden. Nur wenige sind ehrlich mit der Zeit gegangen, im wirklichen Sinne also nicht alt geworden. Andere, auch diese in der Minderzahl, sind bei ihrer alten Art geblieben, ohne der Jugend Concessionen zu machen, und es scheint mir, als begämen diese Schriftsteller jetzt wieder da und dort Anhänger gerade bei den Jüngsten zu finden. Die meisten haben aber ein Compromiß geschlossen und gerade deshalb zu wirken aufgehört. Sie haben theils die leeren Neuzerlichkeiten der modernen Schreibart aufgenommen, oder sie suchen modernen Problemen mit ihrer alten und veralteten Roman-technik beizukommen. Das ist der Fall bei Friedrich Spielhagen. In dem neuen Roman hat sich Spielhagen, wie man schon dem Titel entnehmen kann, an ein modernes Thema, die in letzter Zeit so oft behandelte Faust-idee, herangewagt. Aber von dem ruhlosen, ewig forschenden und zagenden, irdischen und doch zum Himmel strebenden, göttlichen Faust ist nichts übrig geblieben, nicht einmal genug zum Diminutiv „Faustulus“. Der Roman ist nichts weiter als eine, vielleicht mit allzu viel Geschick construirte Scheberichs-geschichte, nach dem Recepte der alten Technik durch allerlei Kniffe spannender gemacht. Vor allem die Hauptperson: ein Arzt, der dichtet, der sich für andere opfert, der aber wieder tief in die menschlichen Fehler verfunkt, Frauen und Mädchen verführt, dessen Stücke von Devrient — der Roman spielt vor 50 Jahren — aufgeführt werden und der schließlich, eben wie er sich mit Selbstmordgedanken trägt, ermordet wird. Natürlich fehlt zur Erleichterung der technischen Schwierigkeiten der Fremd nicht, dem die Hauptperson endlose Briefe mit Reflexionen über sich selbst schreiben kann. Am Schlusse ist auch der in derlei Büchern obligate Traum da, in dem gleichsam die Gerechtigkeit dem Faustulus Buße auferlegt. Und dann die überquellende, fette Moral, breite und plattgetretene Krämermoral! Die Menschen werden in diesem Romane mit Censuren versehen; dem Autor handelt es sich nicht um das Versehen der Seele: er preist oder verdammt, und wehe dem Verdamnten! — Un von den vielen „Vorzügen“ dieser so bewährten Romantechnik nur eine zu erwähnen: um dem modernen Zug Rechnung zu tragen, wird ein ehebercherisches Verhältnis sammt den geheimen Liebslingen der beiden im Beisein des Gatten geschildert. Und zwar immer auf dieselbe nämliche Weise: „Der Geliebte stellt“ — ich citiere die mehrmals wiederholte Phrase wörtlich — „den Fuß auf den der Geliebten.“ Genau dieselbe Scene schildert Marcel Prévost in einem seiner letzten Frauenbriefe; da erzählt der Geliebte denselben Vorgang: „Nos genoux se mettaient en conversation!“ — Wie ich mit dem Buche fertig war, hatte ich zwei Empfindungen: eine gelangweilte, öde Stimmung vermengte sich mit einem Gefühle des Stommens, wie viel berechnende, kluge Verunft hier bei einem Kunstwerk mitgearbeitet hat.

Fritz Zilken: Phantastische Geschichten. Verlag von A. G. Liebeskind. Leipzig 1897.

Dieses Buch wirkt durch seine Form. Es ist inhaltlich nicht allzu bedeutend; kleine Geschichten, in denen jene merkwürdigen, unerklärlich scheinenden Spiele des Lebens vorkommen, die eine gläubigere Zeit Wunder genannt hat. Modern in unserem Sinne ist dieses Buch nicht. Aber ich erwähne es doch, wegen der schönen Sprache, mit der leise und liebe Dinge gesagt werden. Wegen der lichten Stimmung, die aus diesen zarten Novellen heraustritt und manchmal bis in unser Inneres dringt. Und außerdem sind schon die Reminiscenzen, die man beim Lesen bekommt, so angenehm; man muß an Th. Storm denken und an Gottfried Keller, dann auch an Italien — kurz an eine andere ruhigere Kunst als die unserer Gegenwart ist. Alles in allem: ein angenehmes Buch, nur darf es nicht mit dem allzu kritischen Blick der Unvergänglichkeit betrachtet werden.
W. Fred.

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart“ veröffentlichte in den drei ersten Jännerheften Erinnerungen an Alphonse Daudet, von Theophil Zolling. Interessante Kleinigkeiten sind darunter: Daudet stellte eines Abends in seinem Salon einen sehr jüdisch aussehenden, schwarzbürtigen Herrn vor, Edouard Drumont, den nachmaligen Führer der Antisemiten, mit dem Daudet bis zuletzt eng befreundet blieb. Auch Rochefort war ein Jugendfreund und Intimus des Dichters. — Daudet bemühte sich heiß um die Bühne, fast ganz ohne Glück. Die „Arlesienne“, zu der Bizet bekanntlich eine Musik geschrieben hat, wollte er auch ohne dieselbe aufgeführt sehen. Und er sagte hinzu: — „meinetwegen auf deutsch! Ich würde ganz gewiss zur ersten Aufführung reisen, gleichviel wohin, nach Deutschland oder Oesterreich.“ Dazu war aber keine Aussicht, Laube erklärte das Stück für unbrauchbar. Da machte sich Zolling an eine Umarbeitung des Stückes, in der es sich als „Neue Liebe, Schauspiel von Alphonse Daudet und Gottlieb Ritter“ präsentierte. In dieser Gestalt wurde es 1877 von Laube zur — überhaupt ersten — Aufführung gebracht. Daudet stand um diese Zeit mit seinem Mitarbeiter, der in Wien die Proben leitete, in reger Correspondenz; über jedes Detail der Besetzung, der Ausstattung, der Klirzung fragt und schreibt er. Er erkundigt sich über Alles, Schreit und beklagt sich über Mme. Charles. Das Stück wurde in den Zeitungen von Laube mit „geschmacklosen und schädlichen Reclamen“ angeklüddigt, drang aber nicht durch. Den einzigen Bühnenerfolg hat Daudet doch in Wien errungen, mit Sonnenhal's Künstler. Und wie haßte er gerade dieses Stück! Während Belot der Arbeit oblag, zankte der sanfte Daudet unausgesetzt mit ihm; jeder Strich war ihm ein Brenel, jeder Zusatz eine persönliche Beleidigung. — In den gleichen Heften schreibt der Socialconservative Dr. Rudolph Meyer über D e s t e r r e i c h vor und nach der Wahlförm. Bemerkenswert sind darin vor